Die Totenmaske

Autor(en): **Pendzoldt, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **14 (1946)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-569431

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE TOTENMASKE

von Ernst Penzoldt

Gestern am Abend, da Heinrich zufrieden mit seinem Tagewerk in seiner Werkstatt stand, für den Augenblick fest überzeugt, daß er doch ein fabelhafter Künstler sei, hatte ihn ein verweintes Dienstmädchen aufgesucht und ihn gebeten, ihr so schnell wie möglich ins Krankenhaus zu folgen, um eine Totenmaske abzunehmen. Dies war für Heinrich kein ungewöhnliches, wenn auch nicht eben alltägliches Geschäft. Er besann sich nicht lange, packte das nötige Handwerkszeug, Gips, Spatel, Gummischale, in seinen Rucksack und machte sich, wie er ging und stand, ohne erst Rosa, die schon zu Bett gegangen, zu verständigen, auf den Weg.

Während der kurzen Droschkenfahrt betonte die nächtliche Botin unter Schluchzen immer wieder, daß der Tote ein so lieber junger Herr gewesen sei. Man habe ihn wirklich gern haben müssen.

Ein junger Mensch also, dachte Heinrich. Sonst waren es stets große Sterbliche, mit erfülltem Leben gewesen, deren irdisches Antlitz er hatte abformen müssen, Gelehrte, Dichter, Generale, gefurchte Greisengesichter, bärtige Häupter. Daran erinnerte er sich jetzt, als er von einer kleinen wortkargen Ordensschwester in Flügelhaube zur Totenkammer des Spitals geleitet wurde. Die Schwester glitt hurtig vor ihm her durch die weißen Gänge, im Gleitflug sozusagen. Sie trug die Hände behaglich über dem Leib verschränkt, die Haube flatterte und knarrte. Den Rucksack nur an einem Träger über der Schulter, watete Heinrich hintendrein.

Unterwegs begegnete ihm eine Dame in Trauer, sie ging ohne aufzusehen eilends vorüber. An einem Fenster stand ein junger Mann und starrte in die Nacht hinaus. Auch er achtete der beiden nicht. Draußen ging ein warmer Regen nieder.

Als sie am Ziele anlangten, wandte die Schwester Heinrich ihr Gesicht zu, ein gutes unbewegtes Mondgesicht, mit frommen braunen Augen darin. Ohne die Hände zu lösen, sagte sie fast mit den gleichen Worten, wie vorhin das trauernde Dienstmädchen, daß der Entschlafene ein so lieber junger Herr gewesen sei, und als hätte sie um ihres Gelübdes willen fast schon zuviel gesagt, errötete sie, öffnete behutsam die Türe und ließ Heinrich allein.

„Sie darf nicht sagen, wie alt sie ist, sie darf nicht in den Spiegel schauen, sie darf sich nicht schön finden, sie trägt ihr Haar unsichtbar unter der gestärkten Flügelhaube, wahrscheinlich ist es abgeschnitten."

Solches denkend, trat Heinrich in die Totenkammer. Es war ein weißgekachelter schattenloser Raum von steriler Sauberkeit. Auf einem steinernen Sektionstisch lag der Tote mit einem Leintuch bedeckt.

Heinrich setzte seinen Rucksack ab, überzeugte sich, daß Wasser vorhanden sei, krempelte geschäftig die Aermel hoch und gedachte, sich unverzüglich an die Arbeit zu machen. Aber als er das Lein-

tuch von dem Toten nahm, erschrak er fast beim Anblick dieses Angesichts.

Heinrich war des Schönen gewohnt und sehr anspruchsvoll. Er urteilte bissig über die auf diesem Gebiete herrschende Genügsamkeit. Er vertrat den Standpunkt, daß nichts so selten sei in der Welt (und so notwendig) als vollkommene Schönheit, wenigstens bei den Menschen. Ihm jedenfalls sei trotz unablässigen Suchens bisher das Glück versagt geblieben, einem Menschen zu begegnen, sei es Mann oder Frau, der die Bezeichnung schön auch nur annähernd verdiene. Ansätze, das wolle er zugeben, seien ja zuweilen vorhanden, und kein anderer vermochte sich so daran zu freuen wie Heinrich. Aber gerade das beinahe Schöne, mit dem man sich allzuleicht betrüge, habe den Blick getrübt. Selbst die bewundernswerten Griechen hätten mit ihrem etwas willkürlichen, künstlichen Schönheitsbegriff wider Willen viel Unheil angerichtet, sie und vor allem ihre gedankenlosen Nachahmer, behauptete Heinrich kühn, seien nicht ganz unschuldig daran, wenn das Wort schön abgegriffen und entwertet worden sei, ja zuzeiten den fragwürdigen Beigeschmack des Hübschen und Süßen bekommen habe. Für ihn jedoch bedeutete Schönheit den Sinn der Welt, die irdische Verkörperung Gottes schlechthin, durch die einzig und allein der mißgestalteten Menschheit Versöhnung und Erlösung werde. Unvollkommen und unvollendet noch sei die Schöpfung, bis es endlich gelänge, den schönen Menschen hervorzubringen, was freilich Einmaligkeit in sich schließe. Er sei das glückliche Ende der Dinge, allen erkennbar, unverwundbar, unverweslich, unsterblich. In ihm würden sich alle Beladenen vergessen und in seinem Anblick aufgehen. Niemand werde verloren sein, weder Mensch, noch Baum, noch Tier.

Der gute Heinrich hatte ob solchen Eiferns unter seinesgleichen viel Hohn und Spott zu erdulden, um so mehr, als er kein Meister der süßen Rede war und keinen Satz zu Ende sprach.

Das junge Haupt des fremden Toten aber war von so vollkommener Schönheit, wie sie Heinrich bisher nie geschaut und kaum geahnt, weder im Leben noch in Bildern. Es ließ sich mit nichts vergleichen, was bisher war, an Ernst, Anmut und Würde des Ausdrucks.

„Er wandelte unter uns, und ich habe es nicht gewußt!"

Eine große Trauer befiel Heinrich und eine herbe Bitternis gegen die Vorsehung, die ihn vor dieses Angesicht geführt in dem Augenblick, da es für ewig verstummt war. Denn daran schien kein Zweifel zu sein. Viele Tote hatte Heinrich im Kriege und daheim gesehen, er kannte die untrüglichen Merkmale aus seiner Studienzeit in der Anatomie. Er wußte wohl, dieser Mensch war tot, unwiderruflich tot. Dennoch rührte er ihn an, rüttelte ihn, wie einen Schlafenden, der nicht wach werden will, horchte auch an seinem Herzen und legte ein Haar auf seine Lippen, ob es sich nicht bewege von unmerklichem Atem. Denn er wollte nicht wahrhaben, daß dieser Mensch wirklich tot sei; er glaubte nicht anders, als daß in diesem vollkommenen Körper auch eine vollkommene Seele

gewohnt haben müsse, die ihn unverwundbar mache gegen den Tod. Schönheit, wie er sie erträumte, lag an der Grenze des Unsichtbaren, Unzerstörbaren.

In seiner Einfalt und weil er ein Künstler war, spielte er sogar mit dem Gedanken, ob es bei Gott unmöglich oder ein Frevel sei, den Abgeschiedenen ins Leben zurückzurufen gegen alles Herkommen, man müßte nur wissen wie. Gleichgültig schien es dabei zu sein, wann es geschah. Selbst aus der Asche müßte es gelingen durch das befehlende liebende Wort, und wäre sie von einem Berge in alle Winde zerstreut: sie würde sich sammeln und Gestalt annehmen. Heinrich erinnerte sich, einmal einen chinesischen Gaukler gesehen zu haben, der die Asche einer Blume, einer Rose etwa, die er vor den Augen der Zuschauer verbrannt hatte, in eine Flasche tat und über eine Kerze hielt. Alsbald stieg die Asche wie ein kleines dunkles Gewölk in die Höhe und zeigte nach einiger Unruhe eine Rose, so schön, so frisch und vollkommen, in der gleichen Farbe und Gestalt, die ihr Urheber der Natur von Anbeginn an gegeben hatte.

Warum sollte das Privileg der Götter in einer begnadeten Stunde nicht auch einmal einem Sterblichen verliehen sein, einen Schlafenden wieder zu erwecken, zu befehlen: Stehe auf und wandle, und es geschieht?

„Stehe auf und wandle", sagte Heinrich leise und etwas unsicher. Aber der Tote regte sich nicht. Des Jairi Töchterlein fiel Heinrich ein und Lazarus, von dem gesagt war: Herr, er stinket schon!, und er genas dennoch vom Tode. Aber auch an den Soldaten, der das Leberlein gegessen, mußte er denken, und wie es ihm ergangen war, als er die Königstochter wieder lebendig machen und es ihm nicht glücken wollte. Heinrich schauderte bei dem Gedanken, daß jener Soldat die Tote kochte und ihre weißen Gebeine nicht in der richtigen Ordnung legte.

Also besann sich Heinrich, daß er nur ein Mensch sei, schämte sich seiner Vermessenheit und machte sich kleinmütig an die Arbeit, zu der man ihn bestellt. Denn man durfte nicht säumen damit. Ehe das Blut gefror und der letzte Widerschein der Seele (fast als verweile sie noch kurze Zeit nach dem Tode) aus den Zügen wich, mußte es geschehen.

Die Tätigkeit beruhigte Heinrich ein wenig, ja er vergaß sich über dem Hantieren so weit, daß er gewohnheitsmäßig seine kurze Pfeife zwischen die Zähne rückte. Erst nach einer Weile wurde ihm bewußt, daß es wohl unschicklich sei. War es aber nicht überhaupt unschicklich, was er jetzt unternahm? Er hatte sich sonst kein Gewissen daraus gemacht und war nicht eben zimperlich, jetzt aber, da er das volle Haar (man sagt, daß es nach dem Tode weiterwachse) mit feinstem Tonschlick bepinselte, damit der Gips nicht haften bleibe, als er das wunderbare Haupt zurechtlegte, das sich geduldig bequemte, kam er sich grausam und barbarisch vor. Vollends als er, so erheischt es das Handwerk, den weißen Gipsbrei über das wehrlose Antlitz löffelte, was ihn auf eine lächerliche Art

an einen Schlagrahm- oder Zuckerguß erinnerte, hatte er das Gefühl einer Schändung.

Als Heinrich fertig war, nahm er die erhärtete warme Form behutsam und so mühelos wie noch nie von des Toten Gesicht. Dann wusch er es. Auch die Hände formte er ab, obwohl man es ihm nicht befohlen, nahm genau das Maß des Körpers und der Glieder, der Arme, der Hüfte und der Schenkel und schrieb es auf. Er ließ sich Zeit damit, denn er wollte nicht, daß der Tote allein bleibe. Es fiel ihm auf, daß jene Frau in Trauer und der Mann, der in die Nacht sah, keine Blume bei dem Toten zurückgelassen hatten. Vielleicht, weil ihre Trauer zu groß war, dachte Heinrich, so groß, daß alles Herkommen, alle äußeren Zeichen der Liebe, die den Umgang mit Toten so sehr erleichtern, sich hier verboten. Es mußte wohl seine besondere Bewandtnis haben, wenn das Dienstmädchen, das Heinrich gerufen, und die an den Anblick des Sterbens gewöhnte Ordensschwester so tief bewegt worden waren.

Zwei Fragen beschäftigten Heinrich während der Arbeit: wer dieser Mensch war, und warum er hatte sterben müssen. Auf einem Schreibpulte lag ein amtliches Formular, das Auskunft geben konnte, aber es widerstrebte Heinrich, darin zu lesen, wie in einem Brief, der nicht an ihn gerichtet war; auch hatte er eine unüberwindliche Scheu vor den nüchternen Personalien. Mußte man nicht einen griechischen Namen erwarten, Alexandros oder Alkibiades etwa? So mochte der junge Hölderlin ausgesehen haben (Heinrich wußte nicht, wie der junge Hölderlin aussah), so makellos, so unauffällig schön.

Wer bist du, unbewegter Beweger? fragte Heinrich. Aber der Tote antwortete nicht. Er trug an der linken Hand einen Ring, und den besah nun Heinrich, ob er nicht Auskunft gäbe. Es war ein schmaler Reif aus Gold mit der Umschrift: Felix sorte sua. Und nun tat Heinrich etwas, was er sogleich bereute, er löste den rosafarbenen Heftpflasterstreifen, der unter der linken Brust des Toten klebte. Er fand eine kleine lächelnde Wunde, wie von einem Dolche, und entsetzte sich. Ein klarer Tropfen Tau lag in ihrem Kelch: Ichor, das Blut der Götter.

Jetzt wußte Heinrich, daß hier ein Mord geschehen war. Grimmig ging er zum Pulte und nahm den Totenschein, sich Gewißheit zu verschaffen. Allein, was er las, bestürzte ihn noch mehr. Er hat es selbst getan, sagte Heinrich, und er hat das Herz treffen wollen, als den schuldigen Teil, nicht den Kopf und das Gehirn, wie es oft geschieht, er meinte das Herz!

Nicht wie jene, die sich nach Schlaf sehnen, Gift nehmen oder Gas einatmen, sich dem Wasser vermählen, einem See oder Fluß, oder zornig von einem Felsen stürzen, den armen Leib ganz zu zerschmettern: ihm war es darum zu tun, daß sein Herz stille stehe. Heinrich selbst wäre auch in Zeiten tiefster Zerknirschung nie auf den Einfall gekommen, sich das Leben zu nehmen, aber beim Anblick dieses jungen Menschen fing er an unsicher zu werden. Niemand, so dünkte ihm jetzt, sei dagegen gefeit, auch der Glücklichste unter den Sterblichen nicht, ja gerade der Glücklichste schien

in Gefahr. Es fiel ihm ein, daß ihn einmal an einem hellen Frühsommertage, als er erquickt von gesegnetem Schlaf und in die ganze Welt verliebt in den Garten trat, urplötzlich eine unerklärliche Trauer befallen hatte: in einem Augenblick also, da er sich ganz glücklich wähnte, da der Morgenwind in den Blättern der Birken spielte, die Gräser glänzten und der Himmel blau war, kurz, die ganze Zärtlichkeit der Natur ihn umfing, kamen ihm die Tränen. Er hockte sich nieder auf eine Bank und schluchzte fassungslos in sein Taschentuch. Ihm war zum Sterben traurig zumute, und er wußte nicht warum. Damals lebte seine Mutter noch, eine kleine, sehr zierliche alte Frau, die trat zu dem großen weinenden Mann — sie sah es an seinem zuckenden Rücken — und setzte sich zu ihm. Sie rührte ihn nicht an und fragte nicht nach seinem Schmerz, sie streichelte nur die Lehne der Bank, ein lebloses Ding streichelte sie. Das tat Heinrich in der Seele wohl. Er sah die alte Dame von der Seite an und sie ihn. Da mußten beide lachen.

„Weißt du", sagte sie dann, „ein Mann, der nicht zuweilen weint, ist gar kein richtiger Mann." —

Es war Mitternacht, als Heinrich bemerkte, daß der Tote zu lächeln begann, als Zeichen, daß der Tod jetzt erst ganz vollendet sei und der Leib sich zurückzuverwandeln beginne, um wieder zur Erde zu werden, aus der er genommen war. Heinrich wußte aus dem Kriege, daß Verwundete, denen man das Bein abgenommen hatte, noch eine gute Weile steif und fest behaupteten, daß sie Schmerzen in den Zehen hätten, an einer Stelle also, die schon längst auf dem Wasen verscharrt lag. Vielleicht, so sinnierte er, spürt der unsichtbare Geist des Toten auch jenseits noch die irdische Gestalt. Vielleicht aber auch wohnt zuweilen dem abgestreiften Körper eine Zeitlang noch ein Schein von Erinnerung inne an den Geist, der ihn beseelte und den er mit einem beruhigten Lächeln entließ, das den Hinterbliebenen zu bedeuten scheint: ich habe hinübergesehen, und ihr wolltet mich halten!

„Es ist wohl Zeit, daß ich gehe", sagte Heinrich. Er deckte den schönen Schläfer behutsam zu, nahm seinen Rucksack über die Schulter, murmelte ein „Gute Nacht", löschte das Licht und ging.

Aus dem Roman «Idolino», Verlag S. Fischer, Berlin.

Das Unwiderrufliche des Todes, die unabwendbare Zerstörung der irdischen Form, die das Antlitz des Göttlichen trug, ist wohl in wenigen Büchern der deutschen Sprache so erfaßt worden wie hier. Daß wir in der Verehrung des Schönen dessen wieder einmal gedenken mit einer lebendigen Dankbarkeit, die eine solche Haltung im Dasein von uns erfordert, daß keiner mehr sinnlos zerstört werde, dem die Gottheit ihr Ebenbild gab — darum stehen diese Seiten hier. Daran mahne auch das Bild des ersten Brudermordes, das mir als schmerzlich schöne Ergänzung dieser Prosa erscheint. —

Welcher Bildhauer meisselte diesen Körper? — Rolf.